Joanna Gaines

Was wir zu erzählen haben

Leseprobe

Was wir zu erzählen haben

von Joanna Gaines

Herausgeber: Unimedica

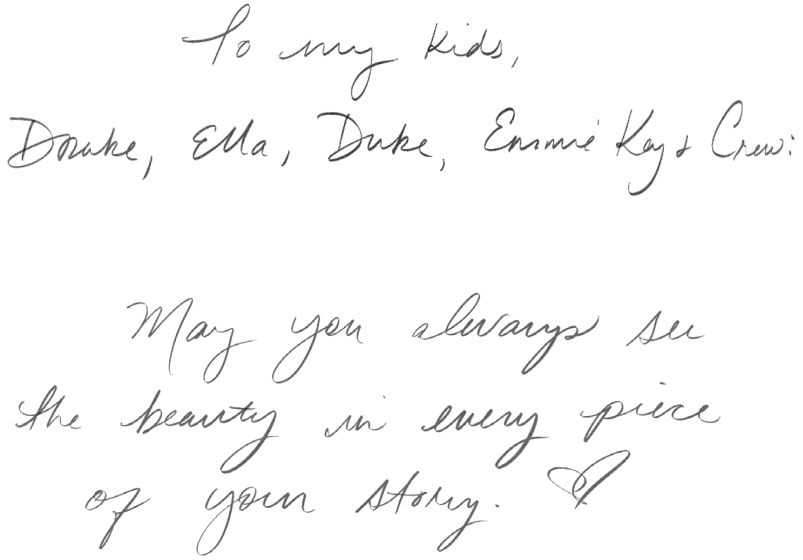


Im Narayana Webshop finden Sie alle deutschen und englischen Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise.

Copyright:
Narayana Verlag GmbH, Blumenplatz 2, D-79400 Kandern
Tel. +49 7626 9749 700
Email info@narayana-verlag.de
https://www.narayana-verlag.de

Narayana Verlag ist ein Verlag für Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise. Wir publizieren Werke von hochkarätigen innovativen Autoren wie Rosina Sonnenschmidt, Rajan Sankaran, George Vithoulkas, Douglas M. Borland, Jan Scholten, Frans Kusse, Massimo Mangialavori, Kate Birch, Vaikunthanath Das Kaviraj, Sandra Perko, Ulrich Welte, Patricia Le Roux, Samuel Hahnemann, Mohinder Singh Jus, Dinesh Chauhan.

Narayana Verlag veranstaltet Homöopathie Seminare. Weltweit bekannte Referenten wie Rosina Sonnenschmidt, Massimo Mangialavori, Jan Scholten, Rajan Sankaran & Louis Klein begeistern bis zu 300 Teilnehmer



Für meine Kinder
Drake, Ella, Duke, Emmie Kay und Crew:

Mögt ihr immer die Schönheit
in jedem Teil eurer Geschichte sehen.

Inhalt

KAPITEL 1 Was ich zu erzählen habe 9

KAPITEL 2 Wenn die Angst sich löst 33

KAPITEL 3 Brücken 57

KAPITEL 4 Sieh auf! 79

KAPITEL 5 Festhalten und loslassen 101

KAPITEL 6 Tiefe Wurzeln 123

KAPITEL 7 Gesunde Dinge wachsen 143

KAPITEL 8 Mach dich frei 167

KAPITEL 9 Stück für Stück 189

KAPITEL 10 Hab Spaß! 215

KAPITEL 11 Eine neue Seite aufschlagen 241

Danksagung 253

Zur Autorin 255

KAPITEL 1

Was ich zu erzählen habe

Das erste Buch, das ich geschrieben habe, wird niemals jemand lesen. Ich stand am College kurz vor dem Abschluss und studierte Rundfunkjournalismus, insofern war es nicht ungewöhnlich, ein eigenes Schreibprojekt in Angriff zu nehmen. Aber dieses Buch war nicht für die Massen bestimmt. Es sollte nur für mich sein, und nur für diese Zeit.

Es war Sommer 2000, und ich hatte gerade ein ziemlich gutes Praktikum bei CBS News in New York City ergattert. Ich war das erste Mal von zu Hause fort. Abgesehen davon, dass ich ein einziges Nervenbündel war, stellte ich bald fest, dass die Fernsehwelt für mich nicht das Richtige war. An den meisten Tagen verließ ich meinen Praktikumsplatz mit einem Gefühl der Unsicherheit oder einfach nur Heimweh. Mir war nicht klar, wie meine Zukunft aussehen sollte, und

während ich durch die Straßen dieser großen Stadt lief, entdeckte ich Teile in mir, nach denen ich gar nicht gesucht hatte.

Ich wuchs in Rose Hill in Kansas auf, einer Kleinstadt in der Nähe von Wichita. Als kleines Mädchen, das halb koreanisch, schüchtern und unsicher war, wurde ich wie viele andere Kinder auch in der Schule gehänselt. Ich hatte etwas an mir, das alle sehen konnten, etwas, das meine Geschichte an meinem Äußeren erkennen ließ. Zunächst einmal sah ich anders als die anderen aus. Ich gab mein Bestes, um dazuzugehören, tat so, als würde ich die Witzchen der anderen über meine Schlitzaugen nicht mitbekommen, und überhörte ihr Getuschel, wenn ich mich in der Cafeteria für Reis statt für Pommes entschied. Schnell lernte ich, dass es etwas an mir gab, was die Aufmerksamkeit von anderen erregte, etwas, das für mich selbst gar nicht interessant war. Aber das war nur in der Schule so. Zuhause war ich die stolze Tochter einer schönen koreanischen Frau.

Hier die Kurzversion einer so komplizierten wie wunderschönen Liebesgeschichte: Meine Mutter lernte meinen Vater 1971 in Korea kennen. 1969 wurde er in einer Lotterie für einen Vietnam-Einsatz gezogen. Mein Vater wurde in Seoul stationiert und traf dort an einem Wochenende auf einer Party meine Mutter. Sie verliebten sich ineinander, und nachdem mein Vater in die USA zurückgekehrt war, schrieben sie sich Briefe. Beide brauchten dafür einen Übersetzer, um die Sprache des jeweils anderen lesen zu können. Ein Jahr später schickte mein Dad meiner Mom ein Flugticket, daran ein Notizzettel: »Willst du mich heiraten? Falls du nein sagst, schick mir bitte wenigstens das Ticket zurück.«

Ein paar Monate später landete meine Mutter in San Francisco, Kalifornien, wo sie meinen Vater vor dem Friedensrichter heiratete. Sie sprach kein Englisch und kannte niemanden. Sie war neunzehn Jahre alt.

Sie schaffte es, sich schnell an die Kultur in Kansas anzupassen.

Mein Vater erzählt immer, wie entschlossen meine Mutter war, die Sprache und die Gepflogenheiten zu erlernen. Einige amerikanische Lebensgewohnheiten übernahm sie – wie andere Frauen sich kleideten oder miteinander umgingen genauso wie deren Eigenheiten.

Es gab nicht viele andere ethnisch gemischte Familien in Rose Hill, die unserer ähnelten, so dass es für meine Mutter nicht einfach war, sich zugehörig zu fühlen. Jahre später erging es mir ähnlich. Jetzt in der Rückschau erkenne ich, wie meine Mutter das Leben unserer Familie auf eine Art und Weise geprägt hat, die für ihre eigene Kultur einzigartig war – aber meinen Schwestern und mir war damals der Unterschied zwischen koreanischen und amerikanischen Traditionen gar nicht bewusst. Wir waren beides, und für uns war es das Gleiche. Meinen Schwestern und mir erschien meine Mom genauso amerikanisch wie die Mütter der anderen Kinder. Wir bewunderten sie so, wie kleine Mädchen es tun. Ich liebte ihre Haare und die Art, wie sie sich kleidete. Ich war stolz, ihre Tochter zu sein. Ich hatte sie nie als anders wahrgenommen. Mir war nicht einmal klar, dass sie mit einem Akzent sprach, bis mich ein Kind in meiner Klasse darauf stieß.

Meine Mutter hatte eines Nachmittags in meiner Klasse ausgeholfen, als ein Junge, von dem ich es schon gewöhnt war, dass er sich über mich lustig machte, anfing zu lachen, auf sie zeigte und verkündete: »Niemand kann deine Mutter verstehen, wenn sie spricht.« Zuerst dachte ich: *Wovon redet er? Die Stimme meiner Mutter ist doch ganz normal.* Für mich ergab das keinen Sinn.

Dennoch spürte ich einen Stich der Scham, verstand aber nicht ganz, warum. Also verdrängte ich diesen Stich so schnell, wie er kam, und machte so weiter wie bisher in dem Glauben, die Unterschiede zwischen uns nicht wahrzunehmen – und bemerkte dabei wirklich nicht, dass meine beginnenden eigenen Unsicherheiten teilweise der Grund dafür waren, dass ich diese Unterschiede nicht wahrnahm.

Im selben Jahr kam die Mutter meiner Mom von Seoul zu uns nach

Kansas. Als ich sie zum ersten Mal sah, dachte ich, dass sie so anders als meine Mom war. Ich hatte keine Ahnung, wie eine traditionelle koreanische Großmutter zu sein hatte, meine jedenfalls schminkte sich weder noch färbte sie ihr Haar – das erkannte ich an all den grauen Strähnen. Sie trug sehr einfache Kleidung, während sich meine Mutter immer schick machte. Und in all den Jahren, in denen sie bei uns lebte, sprach sie ausschließlich Koreanisch.

Bei allen äußerlichen Unterschieden lernte ich, dass meine Mutter und meine Großmutter eine gemeinsame Vergangenheit hatten, die sie stärker miteinander verband als alles andere. Die gemeinsame Geschichte und das gemeinsame Erbe verbanden ihre Herzen mit einer Welt, die ich nie kennengelernt hatte.

Sie gingen überall zusammen hin. Sie brachten mich und meine Schwestern gemeinsam zur Schule, arbeiteten gemeinsam unterstützend in meiner Klasse, tauchten zu meinen Sportwettkämpfen im Doppelpack auf. Je häufiger die anderen Kinder mich mit meiner Großmutter sahen, desto mehr schienen sie davon überzeugt zu sein, dass ich anders war. Und anders zu sein bedeutete, gehänselt zu werden. Es bedeutete, alleine zu essen. Ich bin mit dem Gedanken aufgewachsen, dass ich zwei Möglichkeiten hatte: mich anzupassen oder raus zu sein. Also trug ich die gleichen Klamotten wie die anderen Mädchen. Beleidigungen lachte ich weg. Ich erzählte den anderen Kindern, dass mein zweiter Vorname Ann sei, weil sich das amerikanischer als Lea (ausgesprochen wie Li) anhörte. Meine laut ausgesprochenen Lügen waren allerdings nicht so schädlich wie die Lügen, die ich in meinem Herzen Wurzeln schlagen ließ – dass die Person, die ich sein sollte, nicht gut genug war; dass ich lernen musste, den Teil meiner Familiengeschichte beiseitezuschieben, der nicht in den Winkel der Welt, in dem ich lebte, zu passen schien.

Als ich älter wurde, sah ich, wie sich das auch bei meiner Mutter abspielte. Sie tat so, als würde sie weder die musternden Blicke im

Supermarkt sehen noch die leise gemurmelten Beleidigungen hören. Genauso habe ich es auch getan.

Irgendwann hörten die Hänseleien beim Mittagessen auf. Aber zu diesem Zeitpunkt hatte ich schon fast zwölf Jahre damit zugebracht, die Hälfte dessen, was ich war und von dem ich dachte, dass es in dieser Welt nicht akzeptiert werden würde, zum Schweigen zu bringen. Und so hatte ich nach und nach vergessen, dass dies überhaupt ein Teil von mir war. Erst an diesen einsamen Wochenenden in New York spürte ich das nagende Gefühl, dass diese verlorenen Teile von mir jetzt gefunden werden wollten.

MANHATTAN IST EIN WUNDERSCHÖNES MOSAIK aus unterschiedlichen Ethnien, Persönlichkeiten und Kulturen. Mit einundzwanzig Jahren kam ich in diese Stadt, und niemals zuvor hatte ich so viele Menschen gesehen, die so aussahen wie ich. Ich verbrachte viele Wochenenden in Koreatown. Wegen der Sehenswürdigkeiten, der vielen Gerüche und der Gesichter, die mich an meine Mutter und Großmutter erinnerten, aber auch wegen meines wachsenden Interesses an der reichen Kultur, die hier in nur wenige Blocks im Herzen von Midtown hineingequetscht war. Zunächst waren es die Gemeinsamkeiten, die mich in einer Stadt, die sich so groß und fremd anfühlte, trösteten, doch schließlich war es die Lebensart der Menschen, die sie aus der Fülle ihrer Kultur schöpften, die mich immer wieder anzog. Die Straßen waren voll mit Asiaten unterschiedlicher Herkunft, und ich kam nicht umhin, mein eigenes Spiegelbild in den jungen Mädchen zu sehen, die an der Hand ihrer Mütter vorbeiliefen. Schließlich erkannte ich die Schönheit, anders zu sein, das tolle Gefühl, einzigartig zu sein. Vielleicht zum ersten Mal überhaupt war ich stolz darauf, wer ich war, und mir wurde bewusst, dass der Teil von mir,

der anders und einzigartig ist, tatsächlich den schönsten Teil meiner Geschichte darstellt.

Ich entschloss mich, alles aufzuschreiben – die Kapitel meines Lebens, die ich ins Regal gestellt und dort hatte verstauben lassen. Abends kehrte ich von meinem Praktikum zurück und schrieb und schrieb *alles* auf. Mein Stift konnte kaum mit meinem Herzen Schritt halten, während er über die Seiten flog. Ich begann mit meiner frühesten Erinnerung bis zurück in die Grundschule, schrieb detailliert die Momente auf, die ich so mühevoll hatte vergessen wollen – die kleinen, aber doch so wichtigen Eigenschaften jedes Einzelnen –, um herauszufinden, ob ich ihnen nah genug kommen könnte, um sie zu spüren. All die Hänseleien, die Lügen, die ich in meinem Herzen hatte Wurzeln schlagen lassen, strich ich durch und schrieb stattdessen die Wahrheit hinein. Bald schon beweinte ich das kleine Mädchen, das so lange durchs Leben gegangen war in dem Glauben, dass die, die sie ist, nicht gut genug sei.

Doch in diesen schmerzhaften Nächten lernte ich eines: Die einzige Möglichkeit, mich davon freizumachen, war, meine Geschichte neu zu schreiben. Denn jedes Mal, wenn ich den Stift zur Seite legte, passierte etwas, Nacht für Nacht. Es war, als würde meine Seele zurück in meinen Körper kehren. Als ob die ganz tief vergrabenen Teile von mir, die durch den ganzen Mist, den ich mir von der Welt einreden ließ, umhergeworfen und unterdrückt wurden, nämlich wer ich war, zurück an die Oberfläche kamen. Und nur das, was übrigblieb, war echt und wahr.

Nach den Jahren des Lebens und Lernens wollte ich einfach nur die Uhr zurückdrehen und diesem kleinen Mädchen sagen: Du bist nicht nur gut genug – du bist außergewöhnlich!

Ich glaubte nicht, dass es mich heilen würde, meine eigene Geschichte aufzuschreiben, doch so war es. Welchen Schmerz auch immer ich mit nach New York gebracht hatte, ich konnte spüren, wie er sich zu lösen begann.

Als ich schließlich anfing, meine belastenden Erinnerungen aufzuschreiben, sie mir genau ansah, dann war da Schmerz, und ich fühlte die Verletzungen, aber indem ich ihnen einen Namen gab, konnte ich ihnen ihre Macht nehmen. Was ich außerdem lernte, war, dass es sich immer lohnt, gegen Lügen anzukämpfen. Denn alles, wofür man schlussendlich kämpft, ist die Wahrheit. Sie ist unendlich befreiend.

Als ich tief in meiner Seele wusste, wie es sich anfühlen könnte, die Wahrheit darüber, wer ich war, auszuleben, bekam ich einen Vorgeschmack auf eine neue Art von Sinn im Leben. Einen Sinn, der jede andere Art zu leben wie Zeitverschwendung aussehen lässt. All diese falschen Erinnerungen, die ich bis dahin hatte, erschienen wie sinnlos zusammengeflickte Szenen, die jetzt ihre Farbe verloren. Und man will gar nicht wieder normal werden, man will sogar noch weiter zurück. Dahin, bevor die Welt einen geprägt hat. Bevor andere einen formen. Und die Sehnsucht nach diesem Zustand kommt immer und immer und immer wieder.

HIER BIN ICH ALSO, einige Jahrzehnte später, und wieder sehne ich mich danach, alles aufzuschreiben. Einige der Dinge, die mich im Alter von einundzwanzig Jahren dazu gebracht hatten, alles in mein Tagebuch zu schreiben, melden sich wieder: es ist die Sehnsucht nach Heilung, nach Klarheit, nach Beständigkeit. Ende des letzten Jahres ist dieser Wunsch wieder in den Fokus gerückt.

Die Dinge waren verschwommen. *Ich* war verschwommen. Es war kurz vor meinem 44. Geburtstag, und mir wurde zum ersten Mal klar, dass ich damit fast die Hälfte meines Lebens hinter mir hatte. Ich habe mir angeschaut, was ich mit Dankbarkeit aber auch mit Anstrengung um mich herum aufgebaut hatte. Ich liebe mein Leben, und ich liebe meine Familie – sehr. Doch einige der Wege, wie ich an diesen Punkt

Joanna Gaines

Was wir zu erzählen haben

Jeder Teil deiner Geschichte zählt

256 Seiten, geb.
erscheint 2025

Jetzt kaufen



Mehr Bücher zu Homöopathie, Alternativmedizin und gesunder Lebensweise www.narayana-verlag.de